



**Organ des
Vereins Zukunft Muotathal**

Brennpunkt

Von der BH-Fabrik übers Hotel bis hin zum Wohn- und Geschäftshaus

■ Die Entwicklung des «Tellen» in fast 70 Jahren

Der «Tellen» im Hinterthal hat eine bewegte Geschichte hinter sich: 1950 an dieser Stelle erstmals erbaut, diente er seither als BH-Fabrik, Hotel, Restaurant und Bar. Jetzt hat die Genossame eine neue Ära eingeläutet.

Laura Inderbitzin

Fast genau ein Jahr ist es her, seit das neue Projekt für den «Tellen» einstimmig angenommen wurde. «Endlich geht es vorwärts», hörte man damals in- und ausserhalb der Genossame von allen Seiten. Nach rund sechs Jahren Ungewissheit war also eine Lösung für den «Tellen» gefunden. Im Moment ist man mit Abbrucharbeiten und dem Aushub beschäftigt – bis Ende 2018 soll das Gebäude fertig sein. Für rund zehn Millionen Franken entstehen hier zwölf Wohnungen, der Lebensmittelladen Spar zieht ein und ein Café-Restaurant komplettiert das Bauvorhaben.

Die Geschichte des «Tellen» beginnt nach dem Zweiten Weltkrieg: In der Gemeinde war man auf der Suche nach mehr Arbeitsplätzen. Als der Schaffhauser Büstenhalter-Produzent E. & A. Bachmann darauf aufmerksam wurde, beschloss die Firma 1947, einen Teil der Produktion ins Tal zu verlegen.

Vom Sonnen-Saal in die Fabrik

Zuerst startete man eher bescheiden: Im Saal des ehemaligen Restaurants Sonne arbeiteten etwa 20 Frauen und nähten BHs. Betriebsleiter waren Hans Bächtold und seine Frau Mathilda. Zuvor hatten sie bereits in Zurzach (AG) eine Fabrik der Firma Triumph geleitet. Als man in Schaffhausen merkte, dass das Geschäft in Muotathal gut funktioniert, beschloss man, dort eine eigene Fabrik zu bauen. So wurde 1950 das erste Gebäude auf dem Grundstück des heutigen «Tellen» gebaut und die

Produktion zügelte aus dem Sonnen-Saal in die neue Fabrik. Die meisten Leute sprechen auch heute noch von einer «Korsett-Fabrik» – allerdings stimmt das so überhaupt nicht. Es wurden immer bloss Büstenhalter hergestellt und keine Korsetts. Korsetts wurden höchstens hin und wieder repariert. Der Grund für diese andere Bezeichnung ist wohl der damalige, eher konservative Pfarrer: Dieser wollte nicht, dass in Muotathal von einer BH-Fabrik gesprochen wird – und führte deshalb vermutlich den Begriff «Korsett-Fabrik» ein.



Die Fabrik wurde 1950 erbaut und bis 1970 wurden hier BHs genäht.

Foto: z.V. Fam. Bächtold

Distanz war zu gross

Über 20 Jahre lang nähten Muotathaler und Riedter Frauen BHs, bis die Produktion in der Gemeinde im Jahr 1970 aufgegeben wurde. Damals wurde die Fabrik noch von Mathilda Bächtold alleine geführt, Hans Bächtold war 1964 verstorben. Die Produktion wurde wahrscheinlich beendet, weil der Weg zwischen Schaffhausen und Muotathal zu umständlich geworden war. 1970 kam das Grundstück in die Hände von Josef Imhof (ds Tällä Seffi), bereits Besitzer des «Altä Tällä». 1973 eröffnete dann das neue Hotel und Restaurant Tell. Was zwischen 1970 und 1973 im «Tellen» genau lief, ist nicht klar. Anscheinend sollte zwischenzeitlich eine WC-Papierrollenfabrik entstehen, was jedoch nie in die Tat umgesetzt wurde. Zeitweise war auch das Militär dort einquartiert. Josef und Anna «Annäli» Imhof wirteten zehn Jahre lang im Hinterthal. Trumpf waren damals vor allem die Car-Gäste aus Holland oder Deutschland, die im Hotel übernachteten. Um genug Platz zu haben, realisierte man

damals noch einen Anbau und hatte dann etwa 60 Betten zur Verfügung. Bei den Einheimischen waren natürlich vor allem die «Tällä-Bar» und die Discothek sehr be-

liebt. Sie waren damals praktisch die einzigen Ausgangsmöglichkeiten in Muotathal und am Wochenende wurde jeweils bis in die frühen Stunden gefeiert.



So sah es im Innern der Fabrik aus.

Foto: z.V. Fam. Bächtold



Die Belegschaft der Fabrik posiert für ein Gruppenfoto, hier noch vor dem ehemaligen Restaurant Sonne. Es sind dies 1. Reihe von links nach rechts: Ulrich Marie, «ds Heirchs Lienis», Heinzer-Schelbert Agnes, «ds Melkä», Suter-Schelbert Christine, «ds Zingelers», Suter-Heinzer Rosa, «ds Sepplis», Gwerder-Heinzer Marie, «ds Hürlis», Schelbert-Gwerder Anna, «ds Chlämmärs».

2. Reihe: Heinzer-Betschart Theres, «ds Räsuls», Gwerder-Suter Marie, «ds Bättcharts», Betschart Agnes, «ds Plattäbachs», Betschart Bertha, «ds Lisäbeths», Betschart Rosa, «ds Gigers», Schelbert-Betschart Karolina, «ds Fäzis Tonis», Betschart Hermine, «ds Räsuls Paulis».

3. Reihe: Schelbert Emma, «ds Tönis», Bachmann Elsy, Betschart-Suter Lena, «ds Zinglä Xaveris», Regina Gwerder, «ds Bäschuls», Marie Mettler-Schmidig, «ds Stäflers».

4. Reihe: Bächtold-Schaffner Hans, Betriebsleiter, seine Frau Mathilda Bächtold.

Foto: z.V. Fam. Bächtold

Grosser Saal wird vermisst

1983 übernahm dann Sohn Othmar Imhof das Hotel Tell. Auch er nahm diverse Renovationen und Umbauten vor: Zum Beispiel realisierte er die beliebte und heute noch vermisste Sonnenterrasse mit dem kleinen Teich davor. Mitte der 90er-Jahre musste die «Tällä-Disco» schliessen. Othmar Imhof erklärt, dass die Lautstärke für die Hotelgäste und auch für die Nachbarn im Wehriwald einfach nicht mehr tragbar gewesen sei. Der «Tellen» blieb aber besonders in der Theaterzeit und beim Trychlen sowie während der Fasnacht oder der Wildsaison ein Treffpunkt für Jung und Alt. «Zu diesen Zeiten wird das Hotel/Restaurant Tell auch heute noch vermisst, das hören wir immer wieder», erzählt Othmar Imhof. Auch der weitläufige Saal fehlt – gerade grosse Hochzeiten oder andere Gesellschaften fanden nur hier Platz.

Doch im Mai 2010 mussten Restaurant und Hotel Tell die Tore schliessen. «Vor allem die Nachfrage fürs Hotel war stark gesunken. Und allein mit dem Restaurant konnten wir das Hotel nicht tragen», erklärt Imhof. Zudem wären Renovationen nötig gewesen, die so aber nicht finanzierbar gewesen wären.

Über mehrere Stationen

Deshalb schrieben Rita und Othmar Imhof das Hotel Tell zum Verkauf aus. Bevor es jedoch in die Hände der Genossame Muotathal kam, hat es noch zweimal den Besitzer gewechselt: Zunächst kaufte Bruno Suter (ds Höllgrottä) den «Tellen», bevor ihn Markus Betschart (ds Franzä) und dann schliesslich die Genossame im Jahr 2012 für rund eine Million erworben hat. «Unser Ziel war eigentlich, das Hotel Tell mit Restaurant zu erhalten», sagt Josef Inderbitzin (ds Sunnawirts), Bauchef der Genossame. Doch nach einigen Fallstudien wurde klar, dass dies finanziell nicht möglich und das Hotel langfristig nicht überlebensfähig wäre. Deshalb hat man sich für das Wohn- und Geschäftshaus Tell entschieden. «Es war eine lange und schwierige

Phase, bis wir an diesen Punkt gelangt sind», sagt Josef Inderbitzin, während er den halb abgerissenen «Tellen» betrachtet. Auch die Abbruchphase war von Problemen begleitet. So wurde Asbest – ein krebserregender Faserstoff, der früher zum Bauen verwendet wurde – im Gebäude gefunden. Dadurch dauerte der Abbruch länger und verteuerte sich zusätzlich um 100'000 Franken.

Soll Begegnungsstätte werden

Insgesamt kostet das Projekt knapp 10 Millionen Franken. Die Wohnungen, das Café und der Laden sollen laut Genossame zu einer Begegnungsstätte werden und das Hinterthal aufwerten. «Und bis jetzt haben wir für unser Projekt nur positive Feedbacks erhalten, das freut uns natürlich.» Für die insgesamt zwölf Wohnungen habe man auch bereits sieben bis acht Anfragen erhalten – «das Interesse und das Wohlwollen in der Bevölkerung für den neuen «Tellen» ist da», sagt Inderbitzin.



Hans Bächtold war von 1947 bis 1964 Betriebsleiter der BH-Fabrik.

Foto: z.V. Fam. Bächtold



Josef und Anna Imhof haben 1973 das Hotel und Restaurant Tell eröffnet.

Foto: z.V. Fam. Bächtold

Eine Wirte-Dynastie ging zu Ende

2010 endete für die Familie Imhof eine Ära: 138 Jahre lang hatte die Familie über vier Generationen hinweg in Muotathal gewirtet. Begonnen hat die Geschichte im Jahr 1872 in der Mühle in Hinterthal. Josef Imhof (dr Müli Seebäli) führte dort mit seinen Brüdern ein Restaurant. Zwanzig Jahre später, 1892, zogen sie in das Gebäude an der Hauptstrasse – in den «Altä Tällä». Damals hiess das Restaurant übrigens noch «Gasthaus zum Wilhelm Tell», erst mit dem Umzug an die Hauptstrasse 97 wechselte der Name zum simplen «Tell» oder eben «Tellen». 1915 übernahm dann Bonifaz Imhof, der einzige Sohn von Josef Imhof, das Restaurant. 1964 wechselte es in die Hände von Bonifaz' Sohn, Josef Imhof, der 1973 das neue Hotel und Restaurant Tell eröffnen konnte. 1983 übernahm schliesslich Othmar Imhof den Betrieb. Als der «Tellen» 2010 schloss, ging also eine 138-jährige Wirte-Dynastie zu Ende.



Das Restaurant und Hotel Tell stand über 40 Jahre lang für Gäste offen.

Foto: Walter Gwerder



Der «Tellen» verschwindet langsam.

Foto: Laura Inderbitzin

«Dr Doktr»

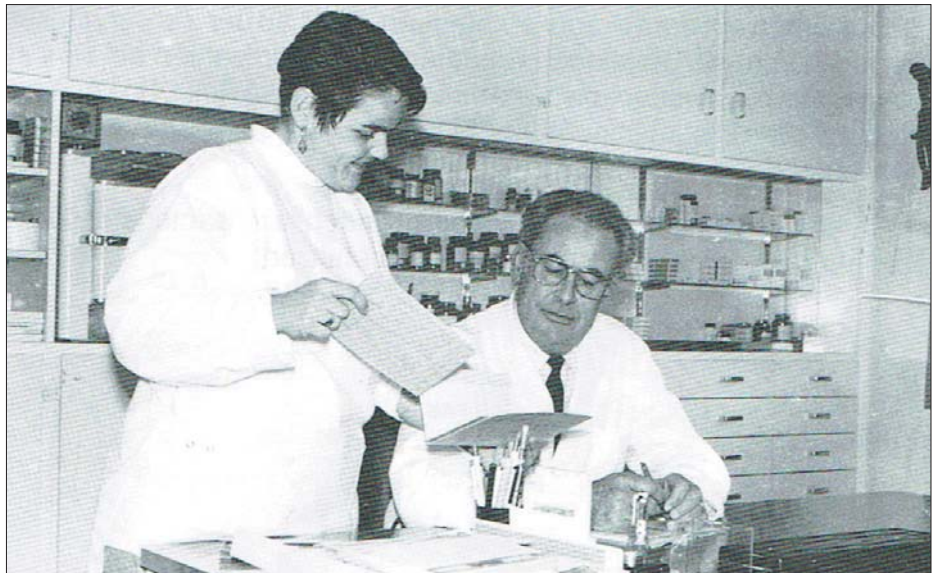
■ Von 1964 bis 1990 Hausarzt in Muotathal, Illgau und Stoos

Die ältere Generation weiss sofort, wer mit «dr Doktr» gemeint ist: Posts Hermann, Doktor med. Hermann Gwerder, der 26 Jahre lang im Tal und Umgebung wirkte. Die Töchter sind auch jetzt noch «ds Doktrs»: Carla (1959), Anita (61), Priska (63) und Irène (64). «Dr Doktr» war Haus-, Kinder-, Frauen- und teilweise Zahnarzt, was in der heutigen Zeit der Spezialisierung unglaublich anmutet.

Brigitte Imhof

«Am liebsten bin ich immer zu den Geburten gegangen»

Das betont der am 24. März bereits 92 Jahre alt Gewordene mehrmals. Etwa dreissig Geburten im Jahr seien es schon gewesen. Das macht auf die 26 Jahre hochgerechnet 780. So dürften wohl nicht wenige der Zirkleserinnen und -leser in ihren ersten Lebensstunden vom Hausarzt Doktor Hermann Gwerder untersucht worden sein. Bekanntlich waren in früheren Zeiten die Geburten nicht auf übliche Arbeitszeiten planbar, sodass etliche auf die Nacht oder das Wochenende fielen. In den ersten Jahren seiner Praxistätigkeit arbeiteten zwei Hebammen in Muotathal und eine in Illgau. Praktisch bei jeder Geburt sei er am Schluss hinzugerufen worden. In Illgau habe er auch oft auf dem Kanapee gewartet, bis er gebraucht wurde. Nachher sei immer Speck aufgetischt worden und die Hebamme hätte für ihn ein Bier und eine Blauband bereit gehabt. Die Hausbesuche habe



Im Boten der Urschweiz vom 2. Mai 1990 erschien die Meldung über die Aufgabe seiner Praxistätigkeit, hier Tochter Priska mit Hermann Gwerder.

Fotografie: Urs Schelbert

er auch sonst sehr gerne gemacht, weil das einen nahen Kontakt mit den Familien ergab, die er zum Teil über Jahre begleitete.

«I alli Gwätti uusä»

Die Fortbewegungsmöglichkeiten von damals sind mit heute nicht mehr zu vergleichen. 1964, also zu Beginn seiner Tätigkeit in Muotathal vor mehr als 50 Jahren, gab es keine Strasse zu den Heimen des Sonnenhalb. Musste der Arzt gerufen werden, bedeutete das oft Fussmarsch. Auch zum Hinter-Oberberg in Illgau führte zu dieser Zeit noch keine Strasse. So benutzte «dr Doktr ds Chrämers Seil», eine Warentransportbahn, die damals auch für Personen zugelassen war – aber nur für solche, die den Tiefblick nicht scheuten! Auf den Stoos fuhr er, wie alle andern, mit der Standseilbahn – jedenfalls tagsüber. Oben hatte er ein Töffli, um zu den verschiedenen Heimen zu gelangen. Kam nachts ein Anruf, fuhr Doktor Gwerder mit seinem VW Käfer über die Zufahrtstrasse von Morschach her. Im Winter blieb ihm allerdings manchmal keine andere Wahl, als die Stoosbähnler aufzubieten, was er wirklich nur im äussersten Notfall tat. Er musste dafür nämlich drei Männer aus dem Bett holen, weil exakt soviele notwendig waren, um die Bahn zu betreiben. Bei Notrufen in der Nacht rückte er immer aus, weil er wusste, dass es wirklich notwendig war. Er sei nie wegen «Nichts» gerufen worden. Solche nächtlichen Fahrten waren manchmal sehr heikel. Auf der Heimfahrt

vom unteren Stoos sei einmal ein Stein, grösser als sein Auto, auf der Fahrbahn gelegen. Oder auf dem Weg vom Stoos nach Morschach sei er nachts um drei Uhr mit einem Rad über den Rand hinausgefahren. Allein konnte er nichts ausrichten. Schon rechnete er mit einem längeren Fussmarsch. Tatsächlich kam aber um diese Zeit ein Heimkehrer des Weges und konnte ihm aus der misslichen Lage helfen.

In seiner Wirkungszeit musste Doktor Gwerder noch ohne Handy leben. Da konnte es vorkommen, dass er von Illgau heimkam und gleich wieder dorthin fahren musste, weil in der Zwischenzeit auf dem Praxistelefon ein Notruf eingegangen war. Für den Winter hatte er sich einmal einen Schneetöfz zugelegt, um besser zu den abgelegenen Heimwesen zu gelangen. Dieses Fahrzeug habe sich aber nicht bewährt. Er sei ständig im Schnee eingesunken. Als Skilift für die Töchter konnte es aber doch noch seine Dienste tun.

Hermann Gwerders Werdegang

In Posthalterns Familie kam 1923 Bruder Adolf zur Welt. 1925 wurde Hermann geboren, Trudy 1926, Margrit 1928, Röbi 1929, Othmar 1931, Marie-Theres 1934 und Guido 1940. Hermann machte im Schulalter Ministrantendienst, wie damals die meisten Buben. Der gleichaltrige Alois Gwerder («ds Pfandweibels Aläwisi», der kürzlich im Altersheim verstorbene Kaplan Gwerder) und er seien vom damaligen Pfarrer Fässler fürs Kollegium Stans



«Dr Doktr» musste auch bei garstigem Wetter zu abgelegenen Heimen gelangen. Foto: z.V. Fam. Gwerder



Dr. med. Hermann Gwerder mit seiner geliebten Blauband zur Zeit der Aufnahme seiner Praxistätigkeit im Tal.
Foto: z.V. Fam. Gwerder

empfohlen worden, wo sie 1938 gemeinsam als Gymnasiasten eintraten. Hermann wollte in der 3. Klasse aufhören. Doch um sein Ziel Apotheker zu erreichen, musste er die Matura machen. 1946 schafften das beide Muotathaler Jungmänner. Aus einem nicht mehr ganz klaren Grund begann Hermann in Fribourg das Medizinstudium. Er setzte es in Zürich fort und schloss 1952 mit dem Staatsexamen ab. In der Studienzeit weilte er für vier Monate in Wien, wo er auch seine ersten Fahrstunden zu 1.60 Franken nahm. «Wer noch nicht Autofahren kann, besuch' die Schule Lattermann», wurde da geworben. In Wien sei man damals bei den Fahrstunden kaum einem Auto begegnet, erzählt Hermann Gwerder. Die erste Stelle als Assistenzarzt hatte Doktor Gwerder in Zürich im Theodosianum, das von Ingenbohrer Schwestern geführt wurde. Danach arbeitete er bis 1958 im Spital Uznach als Assistenzarzt, wo er seine spätere Frau Hanni Arquint kennenlernte. Sie war die Schwester des dortigen Ober- und späteren Chefarztes, selbst gelernte Laborantin und Praxishilfe. Dank ihr getraute er sich, in Flums seine erste eigene Praxis zu eröffnen – in den Räumen zweier Brüder, die als Zahnarzt und Arzt dort gewirkt hatten. Ehefrau Hanni war immer für das Labor und die Krankenscheine zuständig, auch später in der Praxis in Muotathal. So hat sie ihm einen wichtigen Teil der Erwerbstätigkeit abgenommen. Es war eine grosse Tragik für die Familie und das Tal, als sie 1974 an einer unheilbaren Krankheit verstarb.

Berufung ins Tal

1962 hatten ihn Muotathaler anlässlich eines Raiffeisenausfluges in Flums besucht. Der damalige Verwaltungsrat Paul von Rickenbach meinte zu Posts Hermann: «Wänd wotsch is Tal inä cho, dä muäsch dä öpä prässierä. Äs sind da scho ander In-trässäntä umä!» Hermann Gwerder liess darauf in Muotathal ein Haus bauen, das ab Juni 1964 Wohn- und Praxisgebäude für die Familie wurde.

Eine intensive Zeit stand bevor. Die Praxis blieb nur während dreier Ferienwochen und während des Militärdienstes ganz geschlossen. Zu allen andern Zeiten stand der Hausarzt zur Verfügung. Während den Praxisöffnungszeiten am Morgen, Nachmittag und zweimal auch am Abend kamen die Patienten unangemeldet und sasssen im Wartezimmer, bis sie dran waren – schön der Reihe nach. Der Doktor öffnete die Tür, die aus Lärmschutzgründen (nicht alle im Wartezimmer mussten die Schmerzenslaute mitbekommen!) dicker war als normal, und «dr Nächst» durfte hinein.

Ausserhalb der Öffnungszeiten standen die Hausbesuche an. Seine Praxishilfen waren in all den Jahren fast immer Frauen aus dem Muotatal. Auch die Töchter hatten ihre Aufgaben. So mussten sie jeweils mit-helfen beim Schleifen von Spritzennadeln, Sterilisieren von Glasspritzen, Auffüllen von Medikamenten und Festhalten von Beinen beim Eingipsen. Wenn weder Öffnungszeiten noch Hausbesuche angesagt waren, wurde geläutet oder telefoniert – zu jeder Tages- und Nachtzeit. Dazu eine Erinnerung aus der Praxistätigkeit in Flums, wo es pro Jahr aus dem Skigebiet Flumserberge über 100 Beinbrüche gab: Meist am Sonntag beim Suppenessen sei der erste gemeldet worden. Diesen habe man damals eingegipst, sechs Wochen Bettruhe verordnet und anschliessend den Gehgips angegossen. Therapie habe es damals noch keine gegeben und operiert hätte man erst in den 1970er-Jahren.

Lebensfazit: «Mä hed gmacht, wemä gmeint hed, äs sig guät»

Die Leute hatten früher eine viel grössere Abneigung gegen das Spital. Folglich hat man möglichst wenige eingewiesen. Hospitalisiert wurden nur chirurgische Fälle. Herzinfarkt war damals kein Grund für einen Spitalaufenthalt. Man konnte auch nicht viel mehr tun als liegen. «Und wenn



Der rüstige 92-Jährige ist auf Spaziergängen und Reisen mit Bus und Bahn anzutreffen.

Foto: z.V. Fam. Gwerder

man sah, dass es keinen Sinn mehr macht, habe ich die Leute nicht mehr ins Spital geschickt», erzählt Doktor Gwerder.

Verantwortungsvoll und aus bestem Wissen und Gewissen heraus gehandelt hat er auch bei sich selbst. Er sagte sich, dass er rechtzeitig aufhören wolle zu praktizieren, weil mit dem Alter mehr Fehler passieren. Den Schlussstrich zog er mit aller Konsequenz. Es seien aber immer noch Leute zum Zahnziehen gekommen, weil er dies für fünf Franken tat. Als es ihm dann zu bunt wurde, verschenkte er die Zahn-arztinstrumente auf die Philippinen.

Im wohlverdienten Ruhestand genoss er es, mit dem SAC zu wandern, Reisen zu unternehmen und zu jassen. Mit 80 Jahren gab er den Führerschein ab. Seit diesem Zeitpunkt reist er mit dem GA in alle Richtungen der Schweiz. Meist wird er begleitet von einer andern GA-Besitzerin – «ds Büchsänä Luis», die auch über achtzig ist, aber die Fahrpläne noch lesen kann. Dass er heute, mit 92 Jahren, noch herumgeht und -reist, ist nahezu ein Wunder. 1999 erkrankte Hermann Gwerder an Darm- und 2005 an Magenkrebs. Während der dreimonatigen Chemotherapie hat er seine geliebten Stuppen, Brissago und Blauband für immer weggelegt – weil sie ihm seit der Behandlung nicht mehr schmecken, sagt er ehrlicherweise dazu.

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen:

Rösly Gasser Betschart

Wil 45, 6436 Muotathal

abo@zukunft-muotathal.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal

IBAN CH 32 8136 0000 0092 7548 9

«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.–

Redaktion: Walter Gwerder

Peter Betschart, Ueli Betschart,

Konrad Bürgler, Remy Föhn,

Manuela Hediger, Brigitte Imhof,

Laura Inderbitzin, Walter Imhof,

Konrad Schelbert

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Layout: Daniel Bürgler

Druck:

Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektoren:

Rösly Gasser Betschart, Peter Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft

Muotathal werden möchte, melde sich

bei der Kassierin des VZM:

Rösly Gasser Betschart

Wil 45, 6436 Muotathal

Tel. 041 830 25 81

info@zukunft-muotathal.ch

Gebundenes Schulwissen aus den letzten hundert Jahren

■ Vom Schulstoff und seiner Bedeutung

Die Schule von früher und heute ist nicht mehr die gleiche, aber vergleichbar. Aus Erzählungen wissen wir, dass damals Zucht und Ordnung höher gewichtet wurden, die Klassen grösser waren und die geschlechtergetrennten Gruppen nur halbtags unterrichtet wurden. Und was wurde im Unterricht behandelt? Gebundene Schulhefte der letzten hundert Jahre geben uns heute Einblick und Auskunft.

Peter Betschart



Mädchenklasse Jahrgang 1940 im Kloster St. Josef, wo die Mädchen bis 1956 von Klosterfrauen unterrichtet wurden. Die Frisurenvielfalt beschränkte sich auf die ungeliebte «Züpfü».

Foto: Muotathal. Land und Leute auf alten Fotografien. 2007

Bleibende Erinnerungen an unsere Schulzeit

Wer erinnert sich nicht an Episoden, Lieder und Themen aus der Schulzeit? Jahrgängertreffen fördern da immer einiges zutage. In unserem Jahrgang ist es beispielsweise ein Gedicht, das wir in der 6. Klasse bei Leo Weissen lernten und das noch heute von einigen aufgesagt werden kann: «Herr Leberhart von Gallenstein, ging heute zu den Vätern ein, er war ein grosser Mann der Tat und ...» Als Sammler habe ich die gebundenen A4-Blätter von damals beiseitegelegt und lese heute gerne meine einfachen «Uufsätzli». Da werden kleine Erlebnisse von damals greifbar und gelegentlich stösst man auf Überraschendes. So beabsichtigte ich offenbar, nach der Realschule die Schreinerlehre zu machen. Tja, nicht alles läuft im Leben nach Plan.

Hundertjährige, gebundene Schulhefte

Ebenso ergangen ist es Marie Schelbert (1901–1977), deren Schulhefte in gebundener Form hundert Jahre überlebt haben. 1914/15 war «ds Bächälers» Marie in der 7. Klasse. Zumeist noch in alter deutscher Kurrentschrift geschrieben, staunt man über den Umfang des Buches. Nicht weniger als 26 Aufsätze, 14 Briefe und Diktate, 13 mehrteilige Geschäftsfälle und 21 Titel zur Haushaltskunde sind darin enthalten. Alles schön säuberlich in Reinschrift, wohlverstanden. Vieles ist stark katholisch geprägt und zeigt den damaligen Zeitgeist, aber auch die Führung des Unterrichts durch Klosterfrauen. «Des Kindes Bitte an

seine himmlische Mutter» oder «Vertrau auf Gott» sind einige der Titel. Auch das Vaterland und die Rolle der Frau standen in der Schule im Vordergrund: «Frauenhände im Krieg» oder «Weihnachten unserer Soldaten». Als eigentliche Liebeserklärung an das Vaterland entpuppt sich der Aufsatz: «Ich bin ein Schweizer Mädchen und hab die Heimat lieb».

Lebenspraktische Bildung

Die Mädchen wurden von Kindsbeinen an auf ihre Rolle als Mutter und Haushälterin vorbereitet. Dies zeigt sich auch in einer ganzen Abhandlung zur Haushaltskunde. «Das Bild einer guten Haushälterin» würde heute wohl keine junge Frau mehr schreiben. Aber da wurde viel Wissen zu alltäglichen Arbeiten in Wohnung, Küche, Keller und Estrich weitergegeben und so ist auch das umständliche Kleiderwaschen in allen Details beschrieben. Im Mittelpunkt der meisten Texte steht die Familie. Vieles ist vorbild- und tugendhaft formuliert und im Tonfall belehrend. Es scheint oft die Sprache der Erwachsenen zu sein und nicht die einer Vierzehnjährigen. Erstaunlicherweise beinhaltet das Buch auch 13 mehrteilige Geschäftsfälle, wo Quittungen, Bestellungen, Rechnungen, Telegramme, Inventarien und verschiedene Belege und Scheine beispielhaft aufgeführt und ausgefüllt sind. Unter anderem befindet

sich darin auch der Prototyp eines Lehrvertrags. Die Anfrage ging an eine Schneiderin in Brunnen. Im Gegensatz zu heute hatte Marie Schelbert ihrer Lehrmeisterin für die zweijährige Lehrzeit ein Lehrgeld von 400 Franken zu bezahlen!

Dreissig Jahre später

Aus dem Schuljahr 1943/44 stammt das gebundene Schulwissen von Anton Schelbert (1930–2012). Inhaltlich gleichen sich die Bücher sehr, doch hat in der Zwischenzeit die Sprachlehre (Grammatik) Eingang in den Schulalltag gefunden. Ausführlischer als 30 Jahre früher ist auch der

Die erstmalige Erwähnung einer Schule im Kloster Muotathal geht auf das Jahr 1799 zurück. Bis zum Neubau des Schulhauses St. Josef im Jahr 1956 wurden die Mädchen im Kloster St. Josef unterrichtet. Die Klassen wurden bis 1972 geschlechtergetrennt geführt und danach gemischt. Ende 1980 zogen sich die Klosterfrauen aus dem Schuldienst zurück. Ab 1962 wurden die Fünft- und Sechstklässler ganztags unterrichtet und ab 1972 galt dies für die ganze Primarschule. Die Sekundarschule wurde 1949 von Schwester Ludwina eingeführt.

mathematische Teil: Kassabuch, Inventar und Haushaltungsbuch sind umfangreicher. Zu finden sind neben den Grundrechenarten und dem Dreisatz wiederum Flächen- und Volumenberechnungen. Bei den Aufsätzen überwiegen jetzt persönliche Erlebnisse und allgemeine Ereignisse im Muotatal. Es war wiederum Kriegszeit und so erzählt «Bächälers Toni» vom militärischen Urlaub seines Vaters, nächtlichen Gefechtsübungen im Dorf Muotathal und auch, dass es im väterlichen Velogeschäft im Moment nicht so gut laufe. Der Nachwuchs in der Familie ist ebenso ein Thema wie das Jungwächtertreffen in Küsnacht oder die Schwyzer Chilbi. Nach dem obligaten Besuch der Messe in Muotathal fuhr Toni damals mit ein paar Kameraden per Velo nach Schwyz und hatte dort seinen Spass an der Chilbi. Die wenigen Buden waren eine Attraktion und nach langem Anstehen konnte man für 30 Rapen auf die Schifflischaukel.

Hopp Schwiiz!

Und so berichtet der damalige Siebtklässler auch vom Skirennen 1944 im Bürgeli. Nicht weniger als 79 Fahrer waren im Hellberg oben am Start, davon sechs Mädchen. Die Abfahrt dauerte nach seinen Angaben etwa eine halbe Stunde! Gewonnen hat in seiner Kategorie aber nicht Toni, sondern «ds Beckä» Franz. «Ds Guggälers» Peter brach sich das Bein und auch sonst seien einige Skispitze abgebrochen. Im Heft steht auch allerhand Amüsantes. So waren zu dieser Zeit ausserordentlich viele Leute krank und mussten das Bett hüten. Toni vermutete als Ursache «die ungesunde Luft, die der Wind von den Kriegsländern in die Schweiz weht».

Anfangs der Siebzigerjahre

Während in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Geografie, Naturkunde und Geschichte nur am Rande in Diktaten oder Lesestücken behandelt wurden, waren das in den Siebzigerjahren bereits eigenständige Fächer. Auch die Sprachlehre hatte sich beträchtlich ausgeweitet und ich erinnere mich mit Schrecken an die verschiedenen Arten (oder waren es Unarten?) des Umstandswortes/Adverbs. Im Vergleich zu früheren Schularbeiten hatten wir bereits vordruckte Arbeitsblätter oder Abzüge von «Schnapsmatrizen», die wir dann mit Dutzenden von ausgeschnittenen Bildern illustrierten. Der Fokus lag stärker auf der Schweiz und in sinngebenden Texten, die aber nicht mehr katholisch hinterlegt waren. Die Schule hatte sich bereits verweltlicht und Sachthemen standen im Vordergrund. Volumenmässig hatten sich die papierenen Abschlussarbeiten schon mehr als verdoppelt.

Immer mehr! Immer mehr!

Das Sachwissen und die Lernbereiche der Schule haben sich in den letzten vierzig Jahren vor heute nochmals erweitert, auch



Muotathaler Schulbuben 1938/39. Links aussen Otto Betschart, «ds Kronäwirts», Beckä Pauli (1929), Hammichels Wysi (1928), Schmieds Adolf (1928).

Foto: Läubli/Stieger: Urschweiz, Heimat des Vaterlandes 1941

wenn der Fächerkanon in etwa gleich geblieben ist. Noch heute schreiben Schülerinnen und Schüler wertvolle persönliche Aufsätze, die später einmal einen interessanten Einblick in das gestrige Heute geben werden. Die Schule übernimmt jedoch heute notgedrungen Aufgaben, die früher entweder noch kaum Bedeutung hatten oder von der Familie wahrgenommen

wurden. Dazu zählen Gesundheitserziehung, Aufklärungsunterricht, Fremdsprachen, Informatik, Drogenprophylaxe und anderes mehr. Dafür hat sich der religiöse Anteil massiv verringert. Aus einer Lebenshaltung ist ein Schulfach geworden.

Was bleibt vom Heute?

Und was nimmt heute ein Schüler aus seiner Schulzeit mit? Rückfragen bei Jugendlichen zeigen, dass die jährlichen Schulordner, die heute nach Hause gehen, kaum mehr gelagert werden. Wenn eine eigene Wohnung bezogen wird, bleiben alte Schulbücher und -hefte noch eine Zeit lang bei den Eltern im Estrich, dann werden sie sukzessive entsorgt. Vieles hat kaum mehr Erinnerungswert und schon gar keine Bedeutung für die Zukunft. Praktisch sämtliches Wissen ist im Internet auf Knopfdruck abrufbar und/oder verändert sich fortlaufend, sodass eine papierene Version wenig sinnvoll ist. Die Halbwertszeit des Wissens hat sich verkürzt! Es ist deshalb anzunehmen, dass in weiteren hundert Jahren keine heutigen Schulhefte mehr zu finden sein werden. Dabei sind doch gerade die persönlichen Aufsätze aufschlussreich und spannend!

Für Marie Schelbert waren die Schulzeit und das Abschlussbuch offenbar wichtig. Sie hat es zur Seite gelegt. Die beispielhaften Vorlagen waren für sie fast wie ein Nachschlagewerk und hatten ein Leben lang Bestand. Heute ist alles im Fluss. Wer weiss schon, was morgen (noch) gilt?



Vor «ds Bächälers» Haus an der Hauptstrasse 39 um etwa 1906. Links sind «ds Bächälers» Franz und seine Schwester Marie, hinter ihnen steht ihr Nachbar, «ds Beckä Wisi», daneben folgen die Eltern: «ds Bächälers Jörätoni» und seine Frau «ds Pfylä» Marie. Hinter ihnen befinden sich ihre Untermieter, «ds Schründlers» Josef und seine Frau «ds Nägellers» Franziska. Ganz recht steht Melk Betschart. Auf der «Tafäri» im Hintergrund steht «G. Schelbert, ..., Velohandlung».

Foto: z.V. Fam. Schelbert

Der Illgauerjass ist etwas sehr Spezielles und nur für gute Jasser

■ Die Illgauer haben nebst ihrem eigenen Musikstil auch einen eigenen Jass

Alle Details des Illgauerjasses hier zu erklären würde das halbe Zirk-Blättli füllen. Doch ich wage es einmal, die wichtigsten Regeln dieses speziellen und sehr unterhaltsamen Jasses aufzuzeigen.

Text und Foto: Konrad Bürgler

Die meisten bekannten Jassarten werden auch in Illgau gespielt. «Träntnä» und «Flüsslä» sind sogar Spezialjasse in der Region. Der gewöhnliche Schieber wurde aber grösstenteils verdrängt. Bei uns hat sich allerdings im Laufe der Zeit ein ganz verzwickter Jass entwickelt, der nicht im Jassreglement erwähnt ist: Der Illgauerjass, auch «uf diä dri Erschtä» genannt. Vermutlich war er zu kompliziert zum Beschreiben. Dieser Jass ist der meistgespielte in unserem Dorf. Auch junge Leute spielen ihn oft und gerne. Gespielt wird er in anderen Gemeinden eher selten. Einen unterhaltsameren Jass, natürlich aus unserer Sicht, gibt es wohl kaum. Da läuft immer etwas. Man muss dabei fleissig taktieren. Es ist ein Partnerjass, der in der Regel zu viert gespielt wird.

Trumpfansage mit nur drei Karten – und mit genau zwei Stichen «ghiit mä appä»

Das Spezielle daran fängt bereits beim Ansagen des Trumpfes an. Der Vorsitzende darf nur drei Karten anschauen, um den

Trumpf zu bestimmen. Schieben kann er nicht. Dafür hat er viel mehr Möglichkeiten als beim herkömmlichen Schieber. Nun kann es halt passieren, dass die folgenden sechs Karten überhaupt nicht mehr ins Konzept passen. Doch er hat ja einen Partner, der dann oft in das Spiel eingreifen kann. Macht eine Partei keinen Stich, ist sie Match. Eine zweite Spezialität ist, dass diejenige Partei, die genau zwei Stiche macht, ebenfalls Match ist. So kommt es nicht selten vor, dass die eine Partei versucht, der andern einen zweiten Stich anzuhängen, falls diese erst einen Stich hat. Das kann dann aber auch wieder in die Hosen gehen. Andererseits wird diejenige Partei mit nur einem Stich versuchen, einen zweiten Stich zu vermeiden. Nun gilt es, während des Spiels ständig abzuwägen, ob man mit den vorhandenen Karten drei oder mehr Stiche machen kann, oder ob man sich mit einem Stich zufriedengeben muss. Auch das hat seine Tücken. So glaubt ein Spieler vielleicht, dass drei Stiche möglich sind, während sein Partner nur auf einen Stich aus ist und darum mitunter Stechkarten verwirft. Sobald diese Partei aber einen zweiten Stich macht, müssen beide wieder versuchen, noch einen dritten Stich zu machen. Das alles tönt jetzt doch recht kompliziert, ist es aber nicht.

Viele Trumpfvarianten sind möglich

Vorgängig wurde erwähnt, dass der Vorsitzende mehr Möglichkeiten hat beim Be-

stimmen des Trumpfes. So kann er nebst den Farben, «Undänufä», «Obänappä» auch «ds'Viertglicch» oder den «Bock» machen. Beim «Viertglicch» kann der Trumpfsagende beispielsweise die Banner machen. Dann gibt es nur vier Trümpfe. Oder er kann den Bock machen, dann sind die Sechser und die Asse Trumpf. Hier gibt es dann acht Trümpfe. Alles verstanden? Oder gibt es Fragen? – Na, dann gut Jass. Es ist letztendlich ein Kartenspiel nur für gute Jasser! Manch einer wird nun denken: «Ä verträllätä cheibä Jass, grad äso we d'Fillgauer sind.» (Letzteres stimmt dann aber ganz und gar nicht ☺).

Die wichtigsten Spielregeln

Trumpf bestimmen: Der Vorsitzende schaut drei Karten an und bestimmt den Trumpf.

Trumpfvarianten: Eicheln, Schellen, Schilten, Rosen, Undenufe, Obenabe, Viertglicch (z.B. alle Neuner) und Bock (Sechser und Asse).

Beim **Viertglicch** und beim **Bock** ist das Stärkeverhältnis so: Eicheln, Schellen, Schilten, Rosen.

Beim Bock sind die Sechser stärker als die Asse. Wird mit einem Sechser getrumpft, muss man zuerst die Sechser nachgeben und dann die Asse. Mit einem Sechser kann man stechen, wann man will, mit einem Ass darf man erst, respektive muss man stechen, wenn man keine Karte der ausgespielten Farbe hat.

Die gejassten Punkte werden einfach geschrieben: 257 Punkte, wenn der Gegner keinen Stich gemacht hat. 200 Punkte, wenn der Gegner zwei Stiche gemacht hat.

Matchpunkte: Je nach Trumpf variieren sie von 1 bis 6 Nullen (Gümmel). Beim «Hindersimatch» werden die Matchpunkte verdoppelt.

Die Partie hat gewonnen, wer zuerst 700 Punkte erreicht. Ein Gewinn-Strich entspricht dem Wert von vier Nullen.

Die **Weise** gelten gemäss den örtlichen Jassregeln.

Am besten lernt man den Jass beim Jassen selber – denn Probieren geht über Studieren!



Für diese jungen Frauen stellen die speziellen Regeln des Illgauerjasses kein Problem dar. Sie unterhalten sich und die Zuschauer dabei bestens.

«Räpplärä»

■ Ein vergessenes Spiel

Solch ein vergessenes Spiel ist das «Räpplärä», welches im Tal und auch in Illgau noch vor 50 Jahren leidenschaftlich betrieben wurde.

Walter Gwerder

War im Frühling die «Bsetzi»* und der Platz vor dem Haus schneefrei, so war die Zeit gekommen um «Z'räpplärä». Es war ein Spiel, das meistens von uns Schulbuben betrieben wurde. Das «Räpplärä» ging so vor sich: Von der Mutter erbat man sich einige Ein- und Zweiräppler, oder wir liessen in einem Laden einen «Zweebätzler» (Zwanzigrappenstück) oder gar einen halben Franken in Rappen wechseln. Als nächstes suchten wir ein Haus mit einer möglichst breiten «Bsetzi», um drauf zu spielen. Nun konnte es losgehen. Zuerst wurde von den Teilnehmern die Reihenfolge für das Rollen oder «Tröölen» der Ein- und Zweiräppler festgelegt. Es galt nun, den Ein- oder Zweiräppler vom «Bsetzirand» aus leicht schräg und möglichst nahe an die Hauswand zu rollen. Das Ganze wurde wiederholt, bis alle ihre Rappen gerollt hatten. Nun ging es darum zu entscheiden, wem es gelungen war, seinen Rappen am nächsten an die Hauswand zu



Nicht nur zwanzig Ein- oder Zweiräppler, sondern mehr als hundert lagen oft auf der «Bsetzi» und wurden danach verteilt.

Foto: Peter Betschart

rollen. Dabei kam es öfters vor, dass der Rappen so gekonnt gerollt wurde, dass er an der Hauswand stand.

Der Sieger konnte nun alle Rappen zusammennehmen, welche auf der «Bsetzi» lagen. Er schüttelte die Rappen wie beim Würfeln, um sie dann auf die «Bsetzi» zu schütten. Alle Ein- und Zweiräppler, bei denen die Zahl oben war, durfte er behalten. Der Zweit-, Dritt- und jeder Nächstrangierte ging auf dieselbe Weise vor, bis alle Rappen verteilt waren. Meistens musste das ganze Prozedere mehrmals wieder-

holt werden, bis alle Rappen verteilt waren. Und so konnte das Spiel von Neuem beginnen, wobei natürlich die Rappen ihren Besitzer mehrmals wechselten. Bei trockenem Wetter verbrachten wir ganze Nachmittage mit «Räpplärä», denn damals gab es für uns Primarschüler nur die Halbtagschule. Später kam das Ballspiel «Völkärä» immer mehr auf. Auch dieses Spiel betrieben wir mit grosser Leidenschaft.

* gepflasterter Platz vor der Haustreppe oder dem Hauseingang.

Sagen aus dem Tal

Ds Duggeli

■ Eine Sage aus alter Zeit

Von Otto Hediger

Von der Arbeit im Graben für eine neue Leitung müde, entledigte sich «Josäblieni» der schweren, mit griffigen Nägeln beschlagenen Schuhe und legte sie neben den Holzherd zum Trocknen. Zum Nachtessen machte er wie jeden Abend Milchkaffee und «Brösum». Den Mais hierfür hatte er am Morgen zum Aufweichen mit Milch angerichtet. So verlief der Feierabend von «Josäblieni» jeden Abend, bevor er sich ins Bett legte. Weder Zeitung noch Radio oder Fernsehen gab es damals in seiner einfach möblierten Wohnung. Der Kachelofen war von dem morgendlichen Feuer noch warm genug, um darauf die Kleider etwas zu erwärmen. «Josäblieni» blieb ledig. Der kar-

ge Lohn als Tagelöhner auf dem Bau oder im Winter als Holzer reichte nur für ihn zum Leben. Er war damit zufrieden und so fiel er auch bald in tiefen Schlaf. Doch was war da für ein gewaltiger Druck auf seiner Brust? Als läge ein schwerer Körper darauf. Er versuchte, sich durch Drehen etwas Luft zu machen, aber es half nichts. Mühsam kroch er aus dem Bett, um Licht zu machen. Da bemerkte er erst, dass er von Schweiß tropfnass war. Nachdem er sein Hemd gewechselt hatte, schlief er ruhig ein.

Am Morgen sann er darüber, was wohl die Ursache für sein beklemmendes Erlebnis gewesen sein könnte. Da erinnerte er sich an Erzählungen alter Leute vom «Duggeli». Es soll im Guggenhürli leben

und sich manchmal in der Nacht zu den Leuten ins Bett legen. Aber gesehen hatte es noch niemand.



Guggenhürli (Muotathal 694 m): Teilweise bewaldeter Hügel, von dem man eine gute Aussicht hat. Übertragung des Gebäudeteils Lukarne (Dialekt: «Guggeerä») auf eine Stelle mit guter Aussicht.

Quelle: «Vom Dräckloch i Himel» von Viktor Weibel

Muotathal mit über 150-jähriger Löschordnung

■ Feuerpolizeiliche Organisation und Anordnungen

Walter Imhof

Straff organisierte Löschmannschaft

Muotathal hat eine 150-jährige «Feuerpolizei- und Lösch-Ordnung». Diese stammt aus dem Jahre 1864 und wurde damals von Gemeindepräsident Alois Hediger und dem Gemeindeschreiber Kaspar Gwerder unterschrieben. Die Verordnung wurde allen Haushaltungen zugestellt. Interessant ist, dass die Polizei- und Lösch-Ordnung bereits eine Kommission zur Organisation einer Löschmannschaft – der Vorgängerin der heutigen Feuerwehr – aufführt. Der Feuerkommandant (heute: Feuerwehrkommandant) wurde von der Kirchgemeinde gewählt und war zugleich Präsident der Feuerkommission.

Über die Ausstattung der Löschmannschaft

«Die Kommission hat dafür zu sorgen, dass sämtliche Feuergerätschaften der Gemeinde stetsfort vollständig und in brauchbarem Zustande vorhanden sind und gehörig unterhalten werden. Dieselbe besorgt ferner die Aushebung und Einteilung sämtlicher Löschmannschaft und bezeichnet für jede Abtheilung die erforderlichen Chiefs und deren Stellvertreter.

Speziell bestimmt ist für die Feuerspritze:

1 Kommandant und 1 Stellvertreter

1 oder 2 Werkführer

2 Wendrohrführer

1 Schlauchaufseher

40 Mann für die neue Saugspritze

24 Mann für die ältere Spritze

Die erforderlichen Tausen- und Eimerträger oder Schöpfer. Die Mannschaft für die Feuerhaken u. Feuerleitern. Die Feuerläufer oder Feuerreiter und endlich das eigentliche Rettungskorps zum Plündern*. Die Kommission hat auch die geeigneten Männer für die Alarm- und Sturmzeichen



Der Schachen um 1963. Die in den 1950er-Jahren beginnende Bautätigkeit führte zum Zusammenschluss der Dörfer Schachen und Bödeli. Dies hatte zur Folge, dass sich die Feuerwehr mittels Umorganisation dieser Herausforderung annehmen musste.

Foto: Meinrad Betschart, Jg. 1939 (Sagawisels Meiri)

gewählt». Der Ablauf eines Einsatzes dieser Löschmannschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert kann man sich anhand der Mannschaftsaufstellung bildlich vorstellen.

* Plündern: «in än anderi Huusig zä, dr Huusrat plündärä, dr Alplplündär oder alls gu schtälä, (aus: flätt-hüntsch-sauft)

Regeln

In der Regel gelten folgende Bestimmungen:

1. Asche darf nur in gemauerten Behältern aufbewahrt werden;
2. Rätschhäuser und sog. Wäschlöcher dürfen nur in einer Entfernung von 80 Fuss von Gebäulichkeiten benutzt werden. Das Anzünden von *Rätsch- und Wäschfeuern bei starkem Wind und namentlich bei Föhnwetter ist gänzlich verboten. Sogenannte Schönfeuer dürfen nur bei nasser Witterung angezündet werden;
3. das Feuern in Waldungen und zur Nachtzeit im Freien ist gänzlich verboten».

* Rätschhäuser/Rätschfeuer: Der Flachs (Hanf) wurde zum Trocknen auf einen Rost ausgelegt. Unter dem Rost wurde ein Feuer (Rätschfeuer) unterhalten, das überwacht werden musste und nicht zu gross gehalten werden durfte. Das Dörren geschah in Backöfen (einfache Hütten, den sogenannten «Rätschhäusern» oder an offenen Feuerstellen. Da getrockneter Flachs wie Zunder brannte, war dies oftmals eine grosse Gefahr.

Die eigentliche Muotathaler Feuerwehr, das Steigerkorps, wurde 1885 gegründet. Weitere Informationen zur Polizei- und Lösch-Ordnung finden sich in der Festschrift der Freiwilligen Feuerwehr Muotathal, die 1985 anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums herausgegeben wurde.

Bote der Urschweiz, Mittwoch, 30. Mai 1877: «Vorletzten Montag wurde hier eine Spritzenprobe eigener Art abgehalten. Die Herren Gebr. Imhof auf der Mühle haben eine Turbinenleitung erstellt zu ihrer neuen Wassersäge. Auf der Turbine ist eine Vorrichtung angebracht, an welcher die Spritzenschläuche mit grosser Schnelligkeit können angeschraubt und in Betrieb gesetzt werden mit wenig Mannschaft. Das Ganze bewährte sich gut, man liefert Wasser in grosser Qualität, mit grosser Kraft. Auf ca. 300 Schritt Entfernung konnte über hohe Häuser gespritzt werden. Es ist dies für die Bewohner der Weiler Bödeli und Gand (mit ungefähr 40 Firsten), die auf drei Seiten hin im Bereiche obiger Entfernung liegen, eine grosse Beruhigung bei allfälliger Gefährdung. Diese Vorrichtung ist in uneigennütziger Weise von den Gebr. Imhof mit bedeutenden Geldopfern angestrebt und ins Werk gesetzt worden. Ehre und Dank darum diesen Mannen!»



Alleine schon der Umschlag der Löschordnung verspricht Spannung.

Foto: Walter Imhof

Sanierung des Schulhauses Muota

■ In grossen Schritten dem Ziel entgegen

Nach Abschluss der ersten Etappe ist das Lehrschwimmbecken so saniert, dass es für weitere 30 bis 40 Jahre keine Probleme geben sollte. Auch die Turnhalle, die Garderoben- und Duschräume präsentieren sich in einem neuen Kleid. Nun steht die nächste Etappe mit der Aufstockung der Turnhalle auf dem Programm. Einige Eindrücke von den Sanierungsarbeiten. Text und Fotos: Walter Gwerder

Am 18. Dezember 2014 wurde der Totalsanierung des Lehrschwimmbeckens im Betrage von zwei Millionen Franken diskussionslos zugestimmt. Ebenfalls zugestimmt wurde am 18. März 2015 dem Verpflichtungskredit für die Sanierung des Schulhauses Muota. Damit die Kosten von 5 Millionen Franken für die Gemeinde tragbar sind, wird die Sanierung etappiert auf den Zeitraum von 2016 bis 2020.

Das Lehrschwimmbecken – Totalsanierung unseres «Juwels» im Schulhaus Muota

Sie ist wohl die aufwändigste Sanierung und mit zwei Millionen Franken auch die teuerste, aber es hat sich gelohnt. Das Lehrschwimmbecken war in einem derart schlechten Zustand, dass die Gefahr bestand, es in absehbarer Zeit schliessen zu müssen, hätte man nichts unternommen. Vier bis sieben Facharbeiter waren während sechs Wochen vollauf damit be-



Bis letzten Herbst wurden der pH-Wert und die Desinfektion des Wassers mittels Salzsäure reguliert. Die Folge davon: Alles was mit der Salzsäure in Berührung kam, oxidierte, wurde zerfressen. Neu wird die Regulation mit Schwefelsäure und Chlorgranulat gemacht. Diese sind in der Lagerung und Anwendung viel weniger heikel.

schäftigt, das Ausgleichsbecken mit hohem Druck und einem speziellen Verfahren, welches auch bei der Sanierung von Autobahnbrücken angewendet wird, zu reinigen. Dabei kamen sogar Armierungseisen zum Vorschein. Diese wurden gegen Rost behandelt und mit speziellem Klebstoff zugeklebt. Interessanterweise wurden diese Arbeiten von einer Firma ausgeführt, welche ansonsten Autobahnbrücken saniert! Im Gegensatz zu Autobahnsanierungen mussten die Facharbeiter die Reinigungsarbeiten im Ausgleichsbecken ge-

bückt und teils sogar liegend ausführen! Jetzt ist das Ausgleichsbecken innen und aussen saniert. Die dazugehörigen technischen Anlagen – wie Lüftung und Heizung – wurden auf den neuesten Stand der Technik gebracht. Weiter wurden die Garderoben und WC-Anlagen neugestaltet. Hier gab es auch räumlich einige Veränderungen. So wurden beispielsweise verschiedene Stufen entfernt. Musste die drei Zentner schwere Scheuer- und Saugmaschine vorher zu zweit über die Stufen gehoben werden, kann der Hauswart heute



Die alten Wandduschen wurden durch zwei Duschsäulen ersetzt. Die Lüftungsrohre und die Warmwasserzufuhr sind neu «Aufputz» geführt. Das hat den Vorteil, dass Lecks sofort erkannt und mit viel weniger Aufwand und Kosten repariert werden können.



Hell und freundlich wirkt die renovierte Turnhalle im neuen Gewand, fast wie neu.

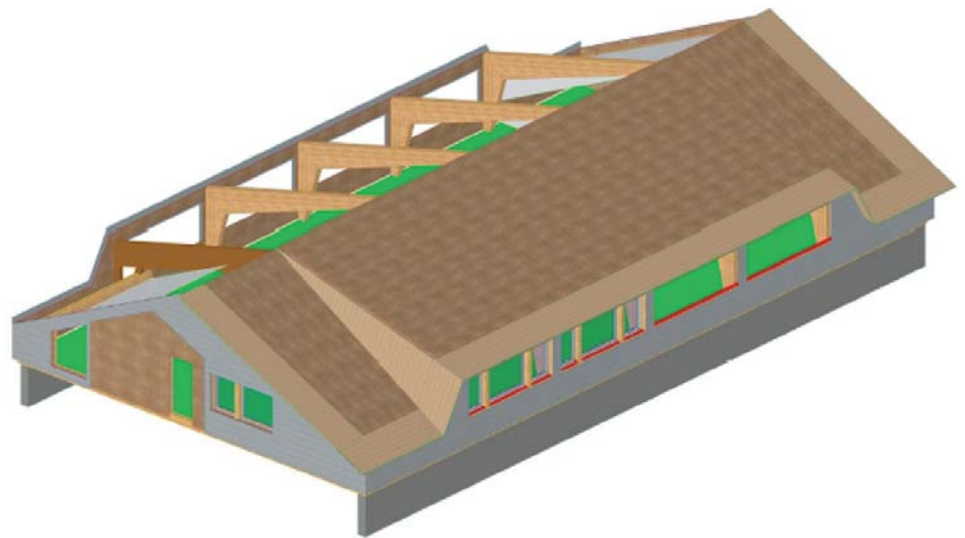
jeden Raum allein und bequem erreichen. Zugleich wurde die Steuerung der Anlage voll digitalisiert. Sie kann nun vom Büro des Hauswartes aus per Computer gesteuert werden. Dasselbe gilt auch für die Turnhalle und die Garderobenräume. Es ist daher nur verständlich, dass sich der Hauswart, Paul Schelbert, mit den Sanierungsarbeiten besonders zufrieden zeigt. Er meinte dazu: «Es ist wie bei einem renovierten Haus, es macht einem einfach noch mehr Freude hier zu arbeiten!»

Sanierung Turnhalle und Garderobenräume

Der Umbau konnte den Schülern und der Öffentlichkeit fristgerecht am 2. November 2016 wieder zur Verfügung gestellt werden. Was einem beim Betreten der Turnhalle sofort auffällt ist, dass Wände und Decke mit Tannentäfer ausgekleidet sind. Dadurch wirkt die Halle heller und freundlicher, fast heimelig. Um den Wärmeverlust zu reduzieren, sind die Fenster auf der Nordseite kleiner gemacht worden. Trotzdem ist es aber hell genug. Eine wesentliche Verbesserung gab es auch im Geräteraum. Die Rettungskolonne ist neu im Feuerwehrgebäude stationiert. Dadurch wurde im Geräteraum zusätzlicher Platz gewonnen. So konnte auch ein lang gehegter Wunsch seitens der Sportvereine erfüllt werden: Sie können nun ihre persönlichen Sachen in einem abschliessbaren Schrank verwahren. Auch die Beleuchtung ist auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden. Sie kann je nach Bedarf eingestellt werden. Die sichtbaren Metallkreuze in den Fenstern sind ein Ergebnis der Bauvorschriften bezüglich Erdbbensicherheit: sie dienen der Verstärkung.

Aufstockung der Turnhalle – bislang verlorener Raum wird neu genutzt

Am 1. April 2017 ist die nächste Etappe in Angriff genommen worden, nämlich die



Visualisierung der Aufstockung der Turnhalle von Südwesten her: Dank Schleppdächern auf der Süd- und Nordseite wird viel Licht in die neuen Räume der aufgestockten Turnhalle gebracht. An die veränderte Fassade wird man sich rasch gewöhnen. Durch das Schleppdach mit der eingebauten Fensterreihe und der Einkleidung mit gelblichgrünem Eternit wirkt der Aufbau locker.

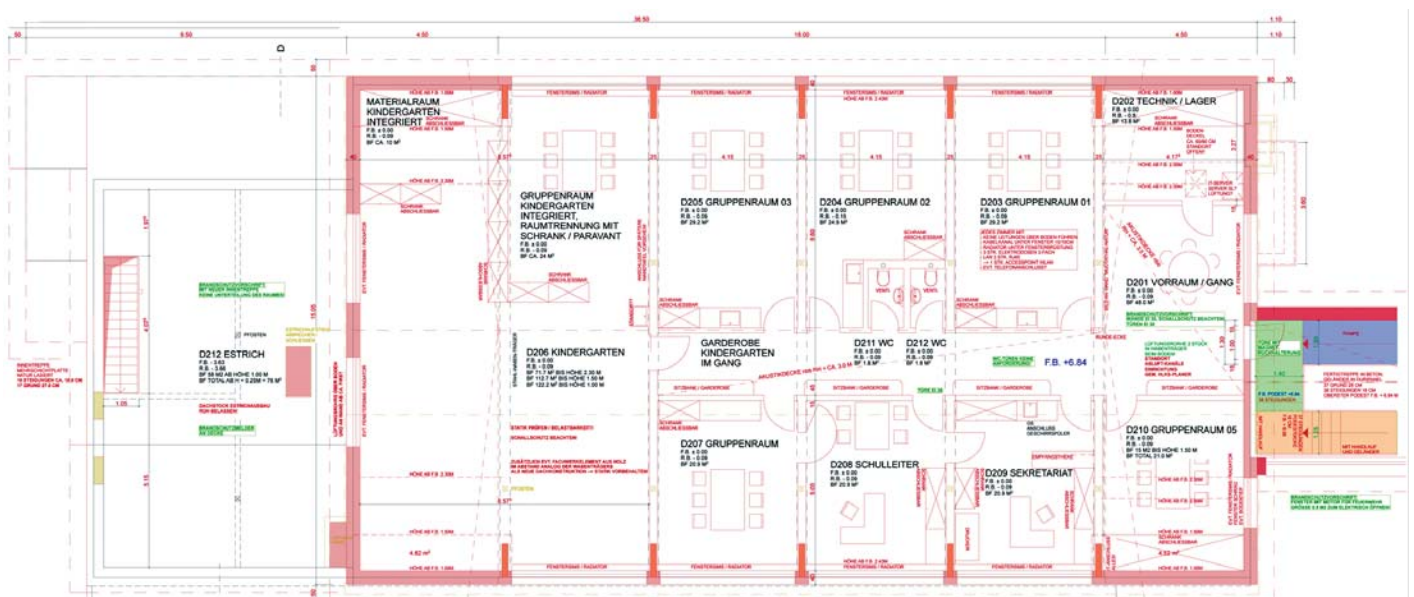
Visualisierung: Grüneplanung GmbH, Brunnen

Aufstockung der Turnhalle und die Sanierung der Fassade. Über der Turnhalle werden weitere Schulzimmer, Büros und Besprechungszimmer für die Schulleitung eingerichtet werden. Beim Vorstellen des Gesamtprojektes war die Aufstockung der Turnhalle noch nicht vorgesehen. An der Gemeindeversammlung vom Dezember letzten Jahres hat der Kommissionspräsident für Liegenschaften und Gemeindebauten, Beat Betschart, darüber in Wort Bild informiert. Schon früher hatte der Hauswart auf den grossen, ungenutzten Raum über der Turnhalle hingewiesen.

Als es nun galt, für die geplante Sanierung der Turnhalle die Situation genau abzuklären, stieg die Kommission zusammen mit dem Architekten zum Dachboden der Turnhalle hinauf. Sie staunten über den in der Tat grossen und bisher ungenutzten Raum. Da es im Schulhaus

Muota an Gruppenräumen fehlt, bot sich hier die Möglichkeit, fehlende Gruppenräume zu verwirklichen. Der Architekt Roland Imhof, Brunnen, wurde beauftragt, einen Vorschlag auszuarbeiten. Er sollte auch prüfen, ob eine Aufstockung der Turnhalle im Rahmen des Verpflichtungskredites abgewickelt werden kann. Es zeigte sich, dass dies möglich ist.

Wir dürfen festhalten: Die bisherigen Sanierungsarbeiten sind gut gelungen. Bis in drei Jahren wird auch die restliche Schulanlage mitsamt Fassade in jeder Hinsicht auf Vordermann gebracht sein. Sie kann dann gut und gerne weitere 40 Jahre als Zentrum für Schule, Sport und Kultur dienen. Die Steuerfranken sind gut investiert worden. Es darf festgestellt werden, dass die Gemeindebehörde ihre Verantwortung, auch was den Gebäudeunterhalt anbelangt, mit Umsicht wahrnimmt.



Der Grundriss der Aufstockung zeigt: Nebst einem Kindergarten, je einem Büroraum für die Schulleitung und das Sekretariat werden sechs Gruppenräume im ehemaligen Dachboden der Turnhalle eingerichtet – so viel wie in einem kleineren Schulhaus. Die neuen Räume werden mit einer Treppe im Bereich des Turnhalleneingangs und vom zweiten Stock des Schulhauses her erschlossen.

Grundrissplan: Grüneplanung GmbH, Brunnen